

funktypischen Merkmale bereits als Rundfunk zu definieren; die Rechtsfolge ist in beiden Modellen prinzipiell gleich. Nach Rundfunkstaatsvertrag ist jedoch eine einstimmige Entscheidung aller Landesmedienanstalten für die rechtliche Zuordnung zum Rundfunk konstitutiv. Zwar gilt dies möglicherweise nur im Hinblick auf medienrechtliche Sanktionen und bindet bereits die Gerichte in wettbewerbsrechtlichen Auseinandersetzungen nicht. Ein Dilemma liegt hierin doch: Falls das Einvernehmen unter den 15 Landesmedienanstalten nicht zustande kommt, findet Rundfunk außerhalb rundfunkrechtlicher Regeln statt (S. 153f.). Pappi löst das Problem durch Vertrauen auf „die Koordinierungsfähigkeit der Landesmedienanstalten“ (S. 154 Fn. 703) Es schmerzt den Rezessenten, dieses Vertrauen wegen der standortpolitischen Versuchungen der Landesmedienanstalten, die insoweit zum Teillandespolitischen Druck ausgesetzt sind, nicht teilen zu können. Abgesehen davon bietet Pappi ein in sich geschlossenes System an, das frei ist von logischen Brüchen und deshalb für die medienrechtliche Diskussion einen hervorragenden Beitrag zu leisten vermag.

Der nahezu aussichtlosen Debatte über die Abgrenzung von Mediendiensten und Telediensten anhand der Gesetzesexte gibt Pappi richtigerweise durch Beleuchtung mit verfassungsrechtlichen Gesetzgebungskompetenztiteln Kontur. Seine kritische Distanz zur Bundeskompetenz ist überzeugend dargelegt und schwer zu überbrücken. Mit nachvollziehbarer Schroffheit weist er die Idee zurück, Inhalte von Individualkommunikation überhaupt gesetzlich zu regeln (S. 147f.). Somit bleibt es bei einer umfassenden Länderkompetenz für die Regelung aller Erscheinungsformen der Massenkommunikation und Einzelkompetenzen des Bundes zu verschiedenen Teilbereichen (z. B. Fernmelderecht, Recht der Wirtschaft, Strafrecht, Bürgerliches Recht), die jedoch nicht als Vorwand für Gesamtregelungen von Informations- und Kommunikationsdiensten nutzbar gemacht werden dürfen. Demgegenüber bleibt Kibele auf der Ebene der Interpretation von einfachrechtlichen Gesetzesexten, denen sie versucht, das Beste abzugewinnen.

In pointierter Zusammenfassung könnte die Arbeit von Pappi als originelle rechtsdogmatische Grundlagenforschung charakterisiert werden, während Kibele mehr eine Phänomenologie aktueller medialer Angebotsformen mit historischen Reminiszenzen unter aus-

drücklicher Würdigung der Vorgaben für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk vorgelegt hat, die sauber subsumiert und in ihren rechtlichen Wertungen im Wesentlichen der überwiegen den, wenn nicht herrschenden Meinung folgt. Beide Arbeiten berücksichtigen die europarechtlichen Implikationen.

Roland Bornemann

### Clemens Schwender

#### Medien und Emotionen

Evolutionspsychologische Bausteine einer Medientheorie

Wiesbaden: DUV, 2001. – 342 S.

ISBN 3-8244-4470-4

Zugl.: Berlin, TU, Habil., 2000

Evolutionspsychologie, Soziobiologie und Ethologie erforschen die biologischen Grundlagen menschlichen Wahrnehmens, Denkens und Verhaltens. Der Mensch ist ihnen zufolge wesentlich durch angeborene, evolutionär entwickelte Anlagen geprägt. Menschen sehen, fühlen und handeln nicht zuletzt deshalb auf bestimmte Weise, weil dies in ihrer Entwicklungsgeschichte einmal einen adaptiven Vorteil bedeutete. Letztlich sind sie wie alle Lebewesen auf das Ziel reproduktiver Fitnessmaximierung ausgerichtet. Die genannten Disziplinen gehen davon aus, dass die natürlichen Anlagen des Menschen auch sein soziokulturelles Handeln in hohem Maße beeinflussen. Wenn dies zutrifft, liegt der Gedanke nahe, evolutionspsychologische Forschungsergebnisse in die Geistes- und Sozialwissenschaften zu integrieren. Dort stoßen die evolutionspsychologischen und soziobiologischen Thesen seit einigen Jahren auf faszinierte Zustimmung, häufiger jedoch auf scharfen Widerspruch. Denn sie treffen auf Positionen, die gerade die Freiheit des Menschen von natürlichen Zwängen betonen und der Ansicht sind, dass menschliches Verhalten stärker durch andere Faktoren, etwa gesellschaftliche Kontexte, als durch angeborene Anlagen bestimmt wird. Die kulturalistischen Positionen werfen den naturalistischen Ansätzen Biologismus, Determinismus, Reduktivismus, mangelnde Falsifizierbarkeit und politische Inkorrekttheit vor; die Naturalisten bezichtigen die Kulturalisten der Ignoranz gegenüber empirischen Belegen. Die Gegner stehen sich meist unversöhnlich gegenüber.

Nun sind die Konzepte der Evolutionspsychologie auch in der Medientheorie angekommen: Clemens Schwender (TU Berlin) wendet sie in seiner Habilitation auf den Bereich massenmedialer Kommunikation an. Trotz des Titels „Medien und Emotionen“ entwickelt das Buch *keine* medienbezogene Emotionstheorie (dieser Bereich wird nur gestreift), sondern – umfassender – eine evolutionsbiologisch begründete Medienanthropologie. Wo McLuhan die Medien als „Prothesen“ bezeichnet, die die menschlichen Fähigkeiten erweitern, spricht Schwender von „Attrappen“, die die natürliche und soziale Umwelt nachahmen.

Seine beiden Hauptthesen sind verblüffend einfach. Erstens: Menschen reagieren auf Medienangebote, weil diese in wesentlichen Hinsichten der Umwelt gleichen, an die sich Sinneswahrnehmung und Informationsverarbeitung angepasst haben. „Medien sind Attrappen für Auge, Ohr und Gehirn“ (S. 41). Zweitens: Die Inhalte von Medienangeboten zielen auf evolutionär entwickelte Mechanismen und Motive der Rezipienten, die vor allem den Bereich des Zusammenlebens betreffen. „Medien sind Attrappen des sozialen Verhaltens“ (S. 129).

Die Entwicklung dieser Thesen gliedert sich in vier Teile. Der erste fasst ihre evolutionspsychologischen Prämissen zusammen. Schwender skizziert Darwins Grundlegung der Evolutionstheorie und deren moderne Auffassung als „Genetik plus Spieltheorie“. Die *Evolutionspsychologie* wird als Verbindung von evolutionstheoretischen, soziobiologischen und empirisch-psychologischen Modellen charakterisiert und in provokanter Zuspitzung von Soziologie und Psychoanalyse abgegrenzt. Das dort vorherrschende „Standard Social Science Model“ menschlichen Verhaltens fasst den Menschen als von natürlichen Voraussetzungen völlig unabhängiges Wesen auf und stehe evolutionstheoretischen Erkenntnissen blind gegenüber.

Der zweite Teil des Buchs skizziert biologische Voraussetzungen der Wahrnehmung und Informationsverarbeitung, aufgrund derer die Medien als „Attrappen für Auge, Ohr und Gehirn“ fungieren können. In Medienwahrnehmung und Realitätswahrnehmung werden demzufolge dieselben perzeptiven und kognitiven Mechanismen angesprochen; so beruht etwa die Realitätsillusion des Films auf Bau und Funktionsweise von Auge und Hirn. Imagina-

tion, Fiktion und Empathie führt Schwender auf den evolutionär nützlichen Vorgang des Denkens als Probhandeln zurück, Emotionen versteht er als adaptive reaktionssteuernde Programme. Dass Rezipienten auf Mediendarstellungen affektiv reagieren, obwohl ihnen der Unterschied zur Realität bewusst ist, liege an der funktionalen Modularität des Gehirns.

Die Medien-Attrappen täuschen also Sinne und Gehirn. Dabei richten sich die Medienangebote nach evolutionär vorgegebenen Interessen vor allem sozialer Art. Dies will der dritte und längste Teil des Buchs zeigen, der die Evolutionspsychologie auf Medienthemen, Genres und Rezeptionsmotive anwendet. Sprache diene vorwiegend der Pflege von Sozialbeziehungen („Weiterentwicklung des Krauels“). Entsprechend drehten sich Gespräche in den Medien vorwiegend um fitnessrelevante Themen wie Reproduktion, Dominanz und Kooperation. Eine empirische Untersuchung zur relativen Häufigkeit von Talkshow-Themen soll diese These stützen. Schönheit und Kunst sieht Schwender im „Wahrnehmen von Wegen zu optimierter Fitness“ begründet. Mode, Tanz und Gesang hätten sich als Formen der Balz und Kooperationsoptimierung entwickelt. Der Sport als wichtiges Medienergebnis erfülle Funktionen des Leistungsvergleichs und des Aushandelns von Gruppenkonflikten. Humor, dessen Vorformen sich schon bei Primaten nachweisen lassen, diene der Durchsetzung von Normen und dem gewaltlosen Umgang mit Aggression; in vielen Subgenres der Komödie stünden daher Fehlleistungen im Vordergrund.

Partnerwahl, Elternschaft und soziale Kooperation bilden ebenfalls wesentliche Medienthemen. Evolutionär bedingte Unterschiede im Sexuelleben von Frau und Mann findet Schwender in Kontaktanzeigen, Soap Operas und Pornografie wieder. Die Rolle elterlicher Fürsorge untersucht er am Beispiel des Kindermord-Themas in Fernsehsendungen. Kooperation und Betrüger-Suche bilden zentrale Inhalte fiktionaler Formate, aber auch der Nachrichten. Den klassischen Nachrichtenfaktoren-Ansatz will Schwender durch einen inhaltlich-evolutionspsychologischen ersetzen.

Der vierte und letzte Teil des Buchs versammelt heterogene „Konsequenzen für die Rezeption“: Fiktion sei eine Perfektionierung mentalen Probhandelns, inhaltlich zentriert auf Überleben und Reproduzieren. Zwischen

Unterhaltung und Information in den Medien lasse sich keine klare Grenze ziehen. Als neue Fernsehprogramm-Einteilung schlägt Schwender eine Gliederung nach dem evolutionspsychologisch begründeten Inhalten vor. Eine empirische Erhebung von ca. 14.000 TV-Sendungen soll die These stützen, dass diese Inhalte in den Medien im Vordergrund stehen.

Die Grundgedanken des Buchs sind anregend und bestechend einfach, es versammelt eine Vielfalt interessanter Informationen und macht sie durch ein ausführliches Register zugänglich. Das primäre Ziel der evolutionspsychologischen Medientheorie ist nicht deskriptive Analyse, sondern Explikation; es geht vor allem darum, funktionalistische Erklärungen für mediale Formen und Inhalte anzubieten. Die einprägsame „Attrappen“-Metapher und der leicht lesbare Schreibstil helfen dabei, eine neuartige Sichtweise auf Medienangebote einzunehmen. Es erscheint in der Tat als sinnvoll, die evolutionspsychologischen Argumente zur Kenntnis zu nehmen. Dabei könnte Schwender für sein Anliegen mehr Verbündete finden. Denn *ganz* so neu, wie er es beansprucht, sind viele seiner Thesen nicht. Kognitive Filmtheoretiker haben schon vor längerer Zeit ähnliche, allerdings vorsichtiger Modelle entwickelt (z. B. Joseph D. Anderson), die Arbeiten anderer (z. B. Torben Grodal, Peter Ohler) weisen deutliche Berührungspunkte zur Evolutionspsychologie auf.

Trotz seiner Vorzüge hinterlässt Schwenders Buch insgesamt einen zwiespältigen Eindruck. Das ist weniger auf die Schwierigkeiten integrativer Theoriebildung zurückzuführen, auf die umsichtig hingewiesen wird, als vielmehr darauf, dass das Buch immer wieder grundlegende Standards wissenschaftlicher Argumentation verletzt. Das betrifft zum einen viele Details: Wiederholungen und „Wir“-Pauschalisierungen; Fehler wie die Verwechslung des epischen Theaters mit dem aristotelischen; die unzureichende Einordnung der empirischen Untersuchungen; lange, unnötige Abschweifungen, etwa über den Heimvorteil beim Fußball.

Doch auch Grundsätzlicheres ist betroffen: Die einfache Klarheit der Darstellung gleitet vor allem im dritten und vierten Teil immer wieder in krude Vereinfachung ab; die pointierte Zuspitzung in eine Karikatur gegnerischer Positionen. An entscheidenden Stellen bleibt Schwender Quellenhinweise schuldig, so

geht er etwa hart mit dem „Standard Social Science Model“ ins Gericht, nennt aber keinen Soziologen, der dieses Modell vertritt. Seine evolutionspsychologischen Erklärungen inhaltlicher Präferenzen und Medienthemen sind zum einen äußerst global – die detaillierte Analyse eines konkreten Beispiels wäre sinnvoll gewesen –, zum anderen monokausal: Obwohl Schwender am Anfang des Buchs den Einfluss der natürlichen Anlagen relativiert, bestimmen sie in den späteren Darstellungen ganz allein das Bild. Dabei wird weder eine klare Grenze gezogen zu den soziokulturellen Faktoren, die zu spezifischen Ausformungen der (Medien-) Kultur führen, noch werden Möglichkeiten und Regeln der Interaktion natürlicher und sozialer Faktoren aufgezeigt. Die Vorschläge der Ersetzung etablierter Modelle (Nachrichtenfaktoren, Programmeinteilung) sind in sich unstimmig und können in der vorliegenden Form nicht überzeugen. Die funktionalistische Sichtweise ignoriert Diskurstraditionen und wirkt oft grotesk überzeichnet; so ruft Schwenders Erklärung ästhetischer Darstellungen Nelson Goodmans Spott über eine solche „Turnhallentheorie der Kunst“ in Erinnerung.

Die strategische Zuspitzung der Argumentation mag dem Ziel dienen, eine Diskussion in Gang zu bringen. Doch sie birgt Gefahren: Statt die Vielfalt der Medienangebote analytisch zu erfassen und sich für alternative Erklärungen offen zu halten, droht die simplifizierende Heuristik alles auf den kleinsten gemeinsamen Nenner (die angeborenen Anlagen) zurückzustutzen. Statt auf angeborene Tendenzen, die verbreitete Ungerechtigkeiten (z. B. Sexismus) möglicherweise antreiben, kritisch hinzuweisen, droht die kritiklose und vereinfachende Darstellung diese Ungerechtigkeiten zu legitimieren. Vorsicht bleibt auch gegenüber dem Erklärungspotenzial der Evolutionspsychologie angebracht: Viele ihrer Thesen sind trotz ihrer Plausibilität spekulativ und wissenschaftstheoretisch keineswegs gefestigt. Schwenders „evolutionspsychologische Bausteine einer Medientheorie“ müssten also präziser bearbeitet und durch weitere Elemente ergänzt werden, damit ein stabiles Haus daraus werden kann. Die Leistung des Buchs besteht aber darin, den Stein zu einer längst fälligen Diskussion ins Rollen zu bringen.

Jens Eder